

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Mittwoch, 22. Februar

1928.

(8. Fortsetzung.)

Das Forrnitpulver.

Von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Detectivroman aus dem Tagebuch des Dr. L u k.

Professor Forrnier setzte sich. Fischer fragte ihn: „Sie beschäftigen sich, Herr Professor, mit der Zusammenfügung eines neuen Sprengpulvers. Wie uns bekannt ist, wurde vor einigen Monaten in Bern der Versuch gemacht, das Rezept dieses Pulvers durch einen Einbruch zu entwinden. — Wir haben des weiteren die Beweise in Händen, daß die gleichen Täter, beziehungsweise der Haupttäter, auch heute wieder am Werk ist, sich durch einen zweiten Diebstahl die Zusammenfügung des Pulvers zu verschaffen. Zwar sind von uns bereits umfassende Maßnahmen zum Schutze Ihres Eigentums getroffen worden, ich wollte Ihnen aber dennoch den guten Rat geben, Ihre Proben, Rezepte und so weiter so zu verwahren, daß sie Ihnen nicht so leicht entwendet werden können.“

Forrnier hatte Fischer lächelnd ausreden lassen. „Herr Kommissar“, sagte er nun. „Ich danke Ihnen für Ihren Eifer. Ich habe Sie nicht unterbrechen wollen, obgleich Sie mir nichts mehr Neues sagten. Ihre Informationen betreffs des bereits in Bern versuchten und jetzt anscheinend von neuem beabsichtigten Diebstahls können Sie natürlich nur von den Schweizer Behörden empfangen haben. Die Schweizer Polizei hat es aber außerdem doch für tunlich erachtet, die Person des mutmaßlichen Täters noch durch einen ihrer Detektiven beobachten zu lassen und mir diesen Herrn für die Dauer meines hiesigen Aufenthalts zur Verfügung zu stellen. Der Beamte, ein Herr Doktor Brunner aus Zürich, ist gestern angekommen und hat sich bereits heute früh in aller Frühe bei mir gemeldet.“

„Rach —!“ Quä war so plötzlich von seinem Stuhl aufgesprungen, daß dieser polternd zu Boden fiel. Uns anderen war der Schreck und das Staunen über diese Wendung der Dinge auch deutlich genug anzusehen, so daß sich Forrnier unterbrach und etwas be fremdet sagte:

„Als Sie mich vorhin telephonisch hierherriefen, nahm ich als selbstverständlich an, daß Sie von dieser Maßnahme der Schweizer Polizei unterrichtet seien. Es scheint aber nicht so zu sein.“

„Herr Professor“, sagte Fischer sehr ernst. „Sie sind einem Riesenschwindler zum Opfer gefallen. Herr Kommissar Brunner aus Zürich steht hier. — Die Person, welche sich als Brunner bei Ihnen eingeführt hat, ist der gleiche Dieb oder ein Helfershelfer, der Sie in Bern schon einmal zu bestehlen versuchte.“

Nun war es an Forrnier, erstaunt zu sein. „Aber, meine Herren“, sagte er unsicher. „Der Herr hat sich aufs beste legitimiert, nicht nur durch Papiere der Polizeidirektion, sondern auch noch durch eine Emailmarke der Kriminalpolizei des Kantons Zürich.“

„Die er mir gestern gestohlen hat“, fiel Brunner ein. „Herr Professor, Sie haben in dem Pseudodetektiv den Bod zum Gärtner gemacht.“ — Und nun erzählte er Forrnier in großen Umrissen sein geistiges Abenteuer und schloß mit der Befürchtung, daß die Polizei wohl auch diesesmal wieder zu spät kommen würde, denn in der Zeit, in der Forrnier vom Hause abwesend war, stände Herming die ganze Wohnung offen.

„Meine zeitweilige Abwesenheit dürfte einem Dieb doch nicht allzuviel Nutzen bringen“, sagte Forrnier, „denn ich bin nämlich so flug, nichts herumliegen zu lassen. Meine Rezepte sind überhaupt nicht in der Wohnung selbst untergebracht und die Forrnitproben befinden sich in einem schweren, eingemauerten Stahlgewölbe, das jeder Gewaltanstrengung widersteht. Außerdem ist mein Diener in der Wohnung.“

„Wie hat sich denn das Auftreten Hermings bei Ihnen heute morgen abgespielt?“ fragte Fischer.

„Gegen acht Uhr, ich war schon in meinem Laboratorium beschäftigt, klingelt es. Gleich darauf meldete mein Diener, daß mich ein Herr, der sich Doktor Brunner aus Zürich nannte, zu sprechen wünsche. Ich schloß meine auf dem Tisch stehenden Versuche zuerst vorsichtig ein und ging dann in den Salon hinüber. Dort wartete der Herr auf mich, legitimierte sich, wie schon vorhin gesagt, als Kommissar und teilte mir im Anschluß daran mit, daß er von der Züricher Polizeidirektion zu meinem Schutze eigens nach Frankfurt gesandt worden sei, denn es sei der Schweizer Polizei bekannt geworden, daß ein großzügig angelegter Plan, mich von neuem zu bestehlen, in Ausführung sei. — Ich war natürlich nicht wenig erschrocken, und da die Sache immerhin sehr glaubhaft klang und der Herr einen äußerst ruhigen und vertrauenerweckenden Eindruck auf mich machte, so zweifelte ich natürlich keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte und zeigte ihm auf seinen Wunsch auch den Stahltresor, wo ich die Pulverproben aufbewahrte. Gleich darauf klingelte das Telephon. Der Pseudodetektiv stand neben mir, als Sie mich aufforderten, zur Polizei zu kommen. Er bestärkte mich noch in meiner Absicht, Ihrem Wunsche so schnell wie möglich Folge zu leisten, denn der Kommissar Fischer, der am Telephon sei, wäre der Leiter der hiesigen Abteilung sieben, übrigens ein persönlicher, guter Bekannter von ihm, und der Zweck seines telephonischen Anrufs sei höchstwahrscheinlich, ihn, Doktor Brunner, auch durch die Frankfurter Polizei zu legitimieren und beglaubigen. Er empfahl mir dann, wie schon erwähnt, mich so schnell wie möglich auf die Beine zu machen, denn möglicherweise habe die hiesige Polizei noch Einzelheiten in dem geplanten Diebstahl erfahren, die ihm noch nicht bekannt seien. — Daraufhin machte ich mich natürlich sofort auf den Weg.“

„Himmeldonnerwetter!“ fluchte nun Fischer los. „Da sitzen wir wieder mal schön in der Tinte. Während hier besprochen wird, wie diesem Halunken, diesem Herming, endlich mal das Handwerk gelegt werden kann, sorge ich in meiner Dummheit noch selbst dafür, daß Sie, Herr Professor, aus Ihrer Wohnung entfernt werden und der Kerl ungestört das Haus ausplündern kann.“

„Wie sah denn mein Stellvertreter aus?“ fragte Brunner.

„Gut gekleidet“, antwortete Forrnier, „nicht mehr jung, vielleicht Ende der Vierziger, nicht groß, unterseht, aber muskulös, besonders seine kräftigen Hände fielen mir auf. Richtige Hände zum Zufassen, dachte ich, wie sie ein Detektiv haben muß.“

„Über ein Schlosser, der Schränke aus Stahl auf-
knacken kann“, fiel Fischer ein. „Meine Herren“, fuhr
er fort, „das Schwagen nützt nichts, der Beschreibung
nach kann der famose Detektiv nicht Herming selbst sein,
daher ist Hoffnung vorhanden, daß wir noch nicht zu
spät kommen. Wir müssen sofort nach Ihrer Wohnung
fahren, Herr Professor. — Luz! — Ja, Donnerwetter,
wo steckt der denn?“

Luz war verschwunden.

Fischer ging mit schnellen Schritten zur Tür, die er
aufriß.

„Muschal!“ rief er ins Vorzimmer, „ist Herr Doktor
Luz draußen bei Ihnen?“

„Nein, Herr Kommissar, Herr Doktor Luz ist schon
vor ungefähr zwanzig Minuten in aller Eile fortge-
gangen.“

Fischer schloß kopfschüttelnd die Tür zu, gleich trat
ein Beamter vom Nebenzimmer ein.

„Herr Kommissar“, meldete er, „Sie werden am
Telephon verlangt.“

Mit dem Beamten, der Fischer respektvoll die Tür
öffnete, verließ der Kommissar eiligst das Bureau. Wir
anderen warteten schweigend auf seine Rückkehr. Nach
wenigen Minuten kam er zurück. Ernste Falten lagen
auf seiner Stirn.

„Wachtmeister Muschal!“ rief er in den Vorraum
hinaus, „packen Sie Ihr Handwerkszeug zusammen, und
lassen Sie sofort an dem Bahnhofspkz nach einem
Auto telephonieren, Sie und Werner begleiten mich. —
Herr Professor“, sagte er dann in erstem Ton zu
Fornner, „wir kommen schon zu spät. — Soeben hat
mir Doktor Luz telephoniert. — Bleiben Sie ruhig. —
Ihr Tresor ist aufgeprengt worden. — Ihr Diener
Christian — ermordet.“

Fornner prallte einen Schritt zurück und faßte mit
beiden Händen nach seinem Kopf.

„Und der Mörder —?“ stammelte er.

Fischer zuckte die Achseln. „Auf alle Fälle müssen
wir sofort an den Tatort. — Herr Doktor Rochlitz, kom-
men Sie, bitte, mit, auch Sie, Herr Doktor Brunner,
begleiten uns, wenn ich bitten darf.“

Muschal war diskret eingetreten, hinter ihm erschien
der Kriminalschuttmann Werner, in der rechten Hand
einen Holzkasten tragend, der handlich mit einem Trag-
riemen zum Transportieren versehen war.

„Ist das Auto schon da?“ fragte Fischer.

„Ist wohl inzwischen gekommen, Herr Kommissar.“

„Dann vorwärts, meine Herren!“ Er nahm seinen
Hut und Mantel auf und schritt schnell zur Tür. Wir
anderen folgten.

Vor dem Präsidium stand wartend die bestellte Auto-
droische.

Fischer gab das Ziel an. Werner setzte sich mit
seinem Kasten zum Chauffeur, wir anderen verteilten
uns im Wagen.

Keiner sprach während der Fahrt.

Das Auto fuhr in gemessenem Tempo die Hohen-
zollerstraße hinunter und durchquerte den belebten
Bahnhofspkz; dann hatte es freie Fahrt und sauste
durch die Scharnhorststraße über die Wilhelmsbrücke nach
Sachsenhausen.

Wenige Minuten später hielt der Wagen ratternd
und fauchend am Ziel.

Ein Schuttmann in Uniform, der vor dem Haus Posto
gefaßt hatte, öffnete den Schlag und schnauzte einige
Müßiggänger, die sich neugierig an das Auto drängten,
barsch an, die Straße freizugeben.

Höchstwahrscheinlich hatte das etwas ungewohnte
längere Verweilen eines Schuttmanns in der stillen
Straße, sowie die Ankunft des Autos den Leuten ver-
raten, daß irgend etwas passiert sein müsse, denn über
zwei Duzend Menschen, deren Zahl noch zusehends
wuchs, darunter ein Drittel Kinder, standen um das
Haus gruppiert und fragten sich gegenseitig, was denn
eigentlich los sei.

Im Hauseingang trat uns Luz barhäuptig entgegen.

„Zu spät“, sagte er nur, „Herming ist uns wieder
einmal entwischt.“

Schweigend stiegen wir hinter Luz die Treppe zum
ersten Stock empor.

Das Haus war nur von Professor Fornner bewohnt.
Das Erdgeschloß stand leer; im ersten Stock befanden sich
die Wohnräume, Schlafzimmer, sowie das Labo-
ratorium.

Dahin gingen wir zuerst.

Oben angelangt, krieg Luz eine Tür auf und ließ
Fornner zuerst eintreten.

In einem Gemisch von Schrecken, Erwartung und
Neugierde drängten wir anderen nach.

Luz trat mit schnellen Schritten nach der der Tür
gegenüberliegenden Wand.

„Hier“, sagte er „haben wir die Bescherung.“

Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein in
die Wand eingebauter, schwerer Eisenschrank, dessen
wuchtige, massive Tür weit aufstand. Papiere, die sich
in dem Schrank befunden haben mochten, lagen teils auf
dem Fußboden zerstreut umher, teils befanden sie sich
auch noch durcheinandergewühlt in den verschiedenen
Fächern des Schrankes.

Eine Glasflasche lag in Scherben auf dem Boden.
Sie mußte eine nach Schwefel riechende, stark ägende
Flüssigkeit enthalten haben, denn der Teppich war an
der Bruchstelle der Flasche angeseigt.

Und nun beim Nähertreten entdeckte ich noch mehr.

Halb durch die am Boden liegenden Schriftstücke, halb
durch die Tür des Tresors verdeckt, lag die Gestalt eines
Mannes am Boden.

Brunner drückte die Tür etwas bei, wodurch der an-
scheinend leblos am Boden Liegende deutlich sichtbar
wurde.

Es konnte kein Zweifel bestehen, der Mann war tot.

Aus einer klaffenden Wunde am Kopf, die den gan-
zen Schädel deformiert hatte, waren Blut und Teile des
Gehirns herausgequollen und hatten den Teppich dunkel-
braunrot gefärbt.

Fornner war inzwischen wie geistesabwesend an den
Tresor getreten, nahm schweigend, beinahe apathisch,
bald dies, bald jenes der Papiere in die Hand und sank
dann schwerfällig auf einen Stuhl.

(Fortsetzung folgt.)

So ist das Spiel.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

„Es bleibt dir nichts anderes übrig. Du mußt den
Kampf aufgeben. Er ist zum Spiel auf Leben und Tod
zwischen uns geworden. Einer von uns verliert ihn. Und —
dieser eine bist diesmal du. Ich bin der Stärkere von uns
beiden.“

James Rothwell antwortet nicht. Er tritt an das
Fenster seiner Office. Er berechnet noch einmal: „Ich habe
die Zwischenscheine für fünf Millionen Vorkausaktien der
Controlled Company in meiner Hand. Am Liquidations-
tage verlange ich deren Auslieferung. Kommt es dazu, muß
die Gegenpartei zusammenbrechen. Meine Rechnung stimmt.
Ich irre mich nicht.“ Er wendet sich zu seinem Jugend-
freund. „Du irrst dich, Edward, nicht ich, muß den Kampf
aufgeben, sondern du. Der Stärkere bin ich.“

Edward Grattam starrt ihn an. Daß der dort Tausende
fremder Existenzen durch seine falsche Spekulation ruinieren
wird, interessiert ihn nicht. Aber, daß er es sein soll, der
ihn, den Mittämler in unzähligen gewagten Geschäften,
zu Fall bringen soll, bringt ihn fast aus der Fassung. Seine
Stimme ist heiser vor Erregung: „Bei unserer Jugend-
freundschaft, James —“

Die kleine goldene Uhr auf dem Schreibtisch schlägt
zwölftmal helle an.

Rothwell nimmt seine Handschuhe. „Nächst du mit
zur Börse?“

„Ja.“

Die beiden Jugendfreunde, die im Kampf um dasselbe
unsolide Geschäft Todfeinde sein müssen, fahren zusammen
auf den Kampfsplatz. Sie sitzen nebeneinander und berechnen,
wie der eine den anderen heute zur Strede bringen wird.

Die Börse erlebt einen ihrer größten und schreckens-
vollsten Tage. Die Entscheidungsschlacht über die Controlled
Company schwängert die weite Halle mit brütendem
Grauen. Jeder fühlt das nahende Unheil. Niemand
wagt laut zu reden. Aller Nerven sind gespannt bis zum
Zerreißen.

Die beiden ebenbürtigen Gegner stehen einander gegen-
über. Auge in Auge. Um sie herum ihre Anhänger. Atemlos.
Es geht um Sein oder Nichtsein bei diesem Spiel — um

striden lassen. Aber — jeder steht unter dem Bann der zwei Riesenenergien, die hier miteinander ringen.

Rothwell überdenkt bei der Kurfschlacht ganz klar: die Quellen, um deren ungeheueres Aktienkapital er den Entscheidungsskampf mit Grattam führt, sind nichts als Spekulationsobjekt einer höchst fragwürdigen Gesellschaft. Zum Teil existieren sie nicht einmal. Aber der Gedanke daran stört ihn nicht. Seit drei Jahren führt er den Kampf. Er glaubt zu wissen, daß die große Standard Oil Company sich neuerdings für seine Aktien interessiert. Und so hat er gekauft, so viel er konnte, um den Kurs in die Höhe zu treiben. Er will in die Verwaltung hinein. Seine Aktion ist auf dem Höhepunkt. „Ich kann alles, was ich will.“ So ist er durch sein abenteuerliches Leben gegangen. Und der Erfolg hat ihm immer wieder recht gegeben. So wird es ihm auch heute gelingen, den Erfolg an sich zu reißen.

Die Kurse steigen und steigen. Rücksichtslos kämpft er. Wenn er siegt, werden dort drüben Tausende ruiniert. Er liebt das Grauen in den Augen der Gegenpartei. Gut so, dem Grauen soll heute noch die Verzeihung folgen. Ohne sie anzusehen, fühlt er, wie sich das Entsetzen in seine Anhänger frisst. Ihm ist es recht. So wissen sie, daß er heute das größte Abenteuer seines Lebens durchkämpft.

Reicht denn dieser Grattam noch nicht? Kann er noch immer die gestirnten Aktien liefern?

Edward Grattam wird nicht einen Augenblick unruhig. Seine Ausdauer und sein Glück bezwingt selbst der Jugendfreund nicht. Was noch niemand ahnt, weiß er bereits. Rothwell ist verloren. Mit brutalster Rücksichtslosigkeit zwingt er ihn, immer neue, ungeheure Beträge flüssig zu machen. Und mit jedem neuen Hunderttausend, das Rothwell zum Ankauf braucht, geht er tiefer ins Verderben. Als Rothwells Banko 750 000 Pfund beträgt, ist die Börsenschlacht entschieden.

Grattam ist Sieger. Mit der Niederlage James Rothwells führen Tausende in die Tiefe, deren siegesicherer Ratgeber er bis heute gewesen. Das Entsetzen, das seine Niederlage auslöst, lähmt selbst die Sieger. Wie eine Riesenspinne kriecht das Grauen aus der geschlossenen Börse hinaus über Stadt und Land.

Rothwell steht auf der breiten Steintreppe und wartet auf sein Auto.

Grattam tritt zu ihm. „James, du bleibst, meine Warnung an dich war richtig! So ist das Spiel!“

„Ja, Edward, so ist das Spiel“, antwortet Rothwell und gibt dem Jugendfreund, der ihn ruiniert, die Hand.

Nach Foxhill“, weist er den Chauffeur an. Er sieht nicht die Verzeihung in den Augen der durch ihn zugrunde Gerichteten, hört nicht ihre Flüche. Sein Geschäftssinn arbeitet schon wieder. Gibt es noch eine Chance zur Rettung? Er sieht auf die Uhr. Bis morgen mittag sind es noch 23½ Stunden. Schon jetzt hat seine Niederlage eine Panik an der Börse hervorgerufen. Was geschieht morgen, wenn er bis 12 Uhr die 750 000 Pfund nicht zahlen kann? Als er die Börsenhalle verließ, hörte er von einem Trust sprechen, den Börsenmittalieder bilden wollen, um die Krise abzuwenden, die sein Sturz nach sich ziehen muß. Jetzt noch — besiegt — ist er eine Nacht. Hinter ihm stehen als Verbündete die Verzeihung und das Grauen derer, die er ruiniert hat, steht der rechnende Blick der Geldwelt. Einer ihrer Fürsten ist er gewesen. Stürzt er, stürzen mit ihm weit mehr, als die heutige verlorene Schlacht an den Bettelstab gebracht. Sie alle werden jetzt fieberhaft arbeiten, um ihm bis morgen mittag die fehlenden Summen zu verschaffen. Das Glück ist eine Dirne. Heute ist sie seinem Freund Grattam willfährig, weil eine Laune des Schicksals sie in seine Arme warf, morgen wird sie reuig zu ihm zurückkehren, wenn er dem Schicksal bewies, daß er noch heute alles kann, was er will. „Aber kannst du auch bis morgen 750 000 Pfund Sterling beschaffen?“ Seine Augen starren ihn aus dem kleinen Spiegel im Innern des Wagens an.

Das Auto hält vor dem Herrenhaus. Es ist würdig eines Fürsten der Börse mit seiner Kampe, dem großen Park mit seinen weiten Rasenplätzen, den Blumengärten, seinen Springbrunnen, seinem Tiergarten und allem, was Geld schaffen kann.

„Wann besiegt Mr. Rothwell für morgen früh das Auto?“ fragt der Chauffeur.

Rothwell hört nicht. Er steht auf seine Uhr. Noch 21 Stunden! „Kein Telefon?“ fragt er den Kammerdiener.

„Bis jetzt nicht.“

Der Chauffeur steht dem Herrn verwundert nach, der, ohne ihm geantwortet zu haben, die Marmortreppe emporsteigt. Der alte Kammerdiener kennt seinen Herrn. Wenn der so tief in Gedanken ist, durcharbeitet er wieder ein

Urban will er angestrichen sein. Deshalb muß er auch den Urlaub für das Hauspersonal zu bitten. In der kleinen Stadt jenseits des Flusses ist ein Virtus. Dorthin möchten die Leute gern gehen.

Rothwell steht ihn groß an. Es ist gut. Er soll die Leute beurlauben. Er soll auch selbst hingehen und sich den Virtus ansehen.

Er starrt dem Kammerdiener nach. Ist das Leben ein Toss- haus? Während sein Gehirn mit dem Schicksal ringt, seine Niederlage in einen Sieg umzuwandeln, während er auf die Telefonanrufe wartet, die ihm die Vereitstellung der 750 000 Pfund ankünden sollen, klingt das Wort „Virtus“ an sein Ohr. Und er sieht auf das Bild, das er stets mit Stolz gezeigt. Es stellt James Rothwell als Maurer- gesellen in einer kleinen Provinzstadt dar. Damals hat er sein erstes Finanzgeschäft gemacht. Ohne die geringsten Mittel hatte er den in dem Städtchen bankrott gegangenen Virtus gekauft und sofort mit gutem Gewinn weiterverkauft. Von dem Tage an datiert sein Glück. Aber Pokämpfe, Baumwollspinnereien, mit denen er ganze Städte ruinierte, Rennställe, Theater, Kinos und Börsengeschäfte jeder Art ist er bis zum Fürsten der Hochfinanz empor- gestiegen, der selbst den Kampf mit dem Schatzkanzler nicht scheute.

Und heute? Heute läßt ihn das Schicksal auf den retten- den Telefonanruf warten. Heute laßt hier drückendes Schweigen. Und von den Wänden raunen die Erinnerungen eines Lebens, wie es nur die abenteuerlichste Phantasie erkennen konnte. Da hängen die Bilder der Frauen, die sein Leben verschönt, der Pferde, die auf allen Rennplätzen der Welt Siege für ihn errungen, der Bahnenkämpfe, der Bärenbeben durch Bluthunde, mit denen er seinen Freunden hier die Stunden vertrieben, um sie sich für seine wags- halfigen Geschäfte hörig zu halten.

Es dunkelt. Es wird Abend, wird Nacht, kein Tele- phonanruf stört die unheimliche Stille. Die Uhr tickt un- auffällig, unauffällig.

Da ist dem großen Abenteuerer, als ob ihm eine häßliche Stimme aus der Stille zuflüstert: „Kannst du wirklich alles, was du willst, James Rothwell?“ Und noch einmal über- kommt ihn die brutale Rücksichtslosigkeit, die ihn sein Leben über Leichen zum Erfolg führen ließ. Jawohl, er kann alles, was er will. Auch sterben kann er, wenn er es will. Die 750 000 Pfund sind nicht geschafft! Jetzt ist es zehn Uhr nachts. Er wartet nicht länger. Jetzt bestimmt er den großen Zusammenbruch, den sein Tod nach sich ziehen muß.

Um nicht gestört zu werden, stellt er das Telefon ab. Seiner Frau, die seit Jahren von ihm getrennt lebt, und einem seiner Freunde teilt er seinen Tod mit. Mit einem Lachen des Hohnes will er sterben. Er setzt sich in den Klubstuhl vor den Telephontisch. Er nimmt lachend das Gift. Da raschelt es im Telefon. Das Lachen wird zum entsetzten Fragen in den gebrochenen Augen des Toten.

So findet ihn sein Kammerdiener. Entsetzt faßt er den Sebel des Telefons. Er will den Arzt anrufen.

Da tönt eine ferne Stimme: „Endlich! Seit zehn Minuten läute ich vergeblich bei Ihnen an. Mr. Rothwell dort?“

„Hier sein Kammerdiener.“

„Nennen Sie Ihrem Herrn sofort, 750 000 Pfund Sterling liegen für ihn bereit.“

„Mr. Rothwell ist tot.“

Was sich die Neger erzählen.

Mitgeteilt von Oskar Klein (Berlin).

Wie wohl alle Völker der Erde, haben auch die Schwarzen ihre Volksmärchen, die aber ganz anders geartet sind als unsere. Denn der Sinn für das Ethische ist dem von der Natur überaus praktischen Neger versagt, und so laufen auch seine Erzählungen meist auf einen praktischen Gewinn hinaus, sei es auch nur eine Handvoll Erdnüsse. Bei den Negern behält meist der Spießbube die Oberhand, er kann seinen Raub behalten und versteht es zudem noch, einen Unschuldigen für sich büßen zu lassen!

So überredet Gisu, die Spinne, die auf einem fremden Feld Erdnüsse stiehlt, dabei ertappt, gefangen und an einen Baum gebunden wird, die Spinne, sie loszubinden und sich selbst an den Baum fesseln zu lassen. In einer anderen Tierfabel wird Solanni, der Hase, von dem Löwen in seinem Hause abgefaßt und soll nun dafür von dem erzürnten Tier- könig gehängt werden. Da sagt er, man möge ihn nicht mit einem Strick in Berührung bringen, weil das dem Löwen großes Unheil bringen würde, wie ihm ein Wahrsager

vorherseht habe, sondern, wenn man ihn töten wollte, ihn lieber ins Wasser werfen. Der Löwe tut das auch; der Dase schwimmt natürlich verängstigt fort und ertrinkt dem Galsen. Als er ein andermal wieder für seine Schelmenstreiche getötet werden soll und die Tiere ihm die Wahl seiner Todesstrafe freistellen, da bittet er, unter die Füße des Elefanten geworfen und von diesem zertreten zu werden. Schon wollen die Tiere seinem Wunsche nachgeben, aber der Elefant warnt sie und sagt: „Wenn das für den Dase ein schlimmer Tod wäre, so würde er ihn sicher nicht wählen, dafür ist er viel zu schlau, werft ihn dafür lieber in das nasse Gras.“ Die Tiere folgten diesem Räte, der Dase wird zur Strafe seiner Sünden in das nasse Gras geworfen und läuft natürlich höhnlachend davon.

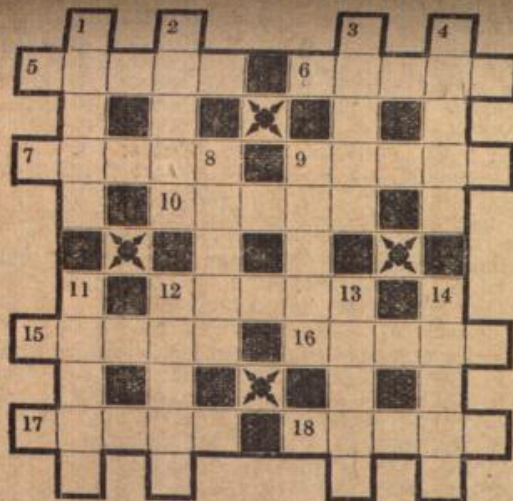
An unsere Fabel von dem Fuchs und den sauren Trauben erinnert die Geschichte, wie der Schakal einst eine Ziege verfolgte. Sie entkommt ihm aber, springt durch ein Holzgitter in den Hof und ist gerettet. Der Schakal beist in blinder Galt zu, schnappt aber vorbei und beißt in eine Holzlatte. Er merkt es sofort und sagt laut und verächtlich: „Wui, ist dieses Ziegenbein dürr und mager, nein, diese Ziege mag ich nicht fressen.“

Über ein wahrhaft salomonisches Urteil berichtet eine Geschichte der Rupe-Neger. Der Kranich und das Perlhuhn gingen einmal zusammen in die Stadt, und der Kranich mußte es so einrichten, daß ihm das Perlhuhn sein Gepäck den ganzen langen Weg hindurch nachtrag, natürlich auf dem Kopfe, wie dort ja üblich. Nach einer tagelangen Reise angekommen, wollte der Kranich sein Gepäck zurücknehmen und sagte: „So, jetzt gib mir meine Sachen wieder.“ — „Deine Sachen!“ sagte das Perlhuhn scheinbar erstaunt, „das sind doch meine Sachen, und ich habe sie den ganzen Weg getragen.“ Da sie sich nicht einigen konnten, gingen beide zum Richter, trugen ihm ihre Sache vor, und jeder behauptete, die Sachen gehörten ihm. Da sagte der Richter: „Gut, nehmt beide die Mützen ab.“ Da zeigte es sich, daß das Perlhuhn vom Tragen einen ganz fahlen Kopf bekommen hatte, während der Kranich langes schönes Haar aufwies. Der Richter sagte: „Die Sachen gehören dem Perlhuhn, es hat sie den ganzen Weg über getragen und davon einen ganz fahlen Kopf bekommen, während der Kranich, der los und lebhaft gegangen ist, sein schönes langes Haar behalten hat.“ Jemand aus Freundschaft oder auf sein Bitten hin einen Dienst zu erweisen, ohne einen materiellen Gewinn dafür zu erwischen, erscheint dem Neger eben einfach undenkbar, und daher urteilt der Richter aus der Sachlage heraus nur gerecht.

In einem anderen Märchen finden wir Anklänge an Andersen's „Der große und kleine Klaus“. Bei den Mandje-Negern wird ein König von einem Burschen, den er wiederholt töten lassen wollte, beschützt, mit seiner ganzen Familie ins Wasser zu springen, weil dort unten große Herden, Schätze und Sklaven aufbewahrt würden. Der König läßt sich darauf hin mit seiner ganzen Familie ins Wasser werfen, alle ertrinken natürlich, und der Bursche wird König.

Schließlich sei noch der Geschichte von Kallondji, dem Lügner, gedacht, die ein Vorbild der Ironie darstellt. Kallondji, der fremd in ein Dorf kommt, erbietet sich, den eben gestorbenen Sohn des Häuptlings wieder vom Tode zu erwecken, wofür er reich belohnt werden soll. Auch die anderen Bauern bitten ihn, ihre Toten wieder zu erwecken, was er gleichfalls verspricht. Er läßt sich für seine Bemühungen im voraus bezahlen. Dann befiehlt er, eine Grube zu graben, den toten Häuptlingssohn hineinzulegen, legt sich mit ihm in die Grube und läßt eine große Decke über sich und den Toten breiten. Dann spricht er einige Worte in die Erde und ruft dann nach oben: „Das ist aber sehr dumm!“ — „Was ist dumm?“ fragt ihn der Dorfgewaltige, der mit allen Leuten das Grab umringt. Nun sagt der listige Kallondji: „Hier ist der Geist deines verstorbenen älteren Bruders, der vor dir das Dorf regiert hat. Er verlangt, daß ich ihn gleichfalls vom Tode erwecke, und zwar zuerst, denn er als der ältere kann das verlangen.“ Der Häuptling hat aber durchaus keine Lust, seinen Bruder wieder lebendig vor sich zu sehen. Er fürchtet, ihm die Herrschaft über das Dorf wieder abtreten zu müssen, und sagt Kallondji, er solle seinen Bruder ruhig liegen lassen und nur seinen Sohn auferwecken. Kallondji erklärt aber, er könne nur entweder alle, und zwar den gestorbenen Bruder zuerst, oder gar keinen auferwecken. Da verzichtet der Häuptling lieber auf die Auferstehung seines Sohnes und gibt Kallondji noch Geld, Herden und Sklaven, damit er nur schnellstens das Dorf verlasse. Auch hier also trägt der Schelm den Sieg davon, im Gegensatz zu unseren Märchen, in denen fast immer die Tugend den Sieg davon trägt.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Künstlicher Wasserweg. 2. Bezwiner Goliaths. 3. Flußräuber. 4. Salatpflanze. 8. Lettländische Hafenstadt. 9. Kopfbedeckung. 11. Ausfällige Krankheit. 12. Goldgewicht. 13. Muse. 14. Männlicher Vorname. — Wageret: 5. Asiatisches Inselreich. 6. Römischer Kaiser. 7. Plumpes amerikanisches Urmalder. 9. Gesichtslarve. 10. Erster Dienstantritt. 12. Raubtiergattung. 15. Teil des Fahrrads. 16. Hülsenfrucht. 17. Heftiger Sturm. 18. Geographisches Kartenwerk.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 39: Wageret: 1. Bar. 3. Gas. 5. Antenne. 9. De. 11. Wesen. 13. La. 15. Do. 16. Ehe. 17. Rat. 18. Fond. 19. Kant. 20. Arm. 25. Alter. 27. Le. 29. Lateran. 30. Met. 31. Me. — Senkrecht: 1. Bad. 2. Ra. 3. Ge. 4. Sem. 6. Tee. 7. Esse. 8. Neu. 10. Elefant. 12. Pottwal. 14. Rhorn. 15. Dante. 17. Ras. 21. Gote. 22. Aft. 23. Ger. 24. Arm. 26. Ra. 28. Ehe.

Welt u. Wissen

* Ein merkwürdiger Sammelport: das Verbrechen. Eine so merkwürdige Anziehungskraft das Verbrechen auch auf die Phantasie besitzt, so werden doch nur wenige daran denken, sich mit den düsteren und schaurigen Erinnerungen an begangene Untaten zu umgeben. Man überläßt die Sammlung von Verbrecher-Reliquien den Kriminalmuseen und den Kuriositätensammlern. Jedoch hat es immer Sammler gegeben, die für diese „Nachtseiten des Daseins“ ein reges Interesse an den Tag legten, und solche merkwürdige Käuze sind besonders in England nicht selten. Ein Sammler solcher „Criminalia“ plaudert von seinem Stedenpferd, „Persönliche Reliquien von Verbrechern“, schreibt er, „werden zwar in großer Zahl angeboten, sind aber in den seltensten Fällen echt. Immerhin ist es manchem leidenschaftlichen Sammler gelungen, eine stattliche Anzahl von Nordwerkszeugen und anderen Erinnerungen zusammenzubringen, deren Herkunft dokumentarisch belegt ist. Es gibt auch Teller, Gläser und Töpfe, die Inschriften und Bilder enthalten, die sich auf Verbrechen beziehen; das meiste auf diesem Gebiet aber gehört der Literatur an. Bücher über Verbrechen sind zahllos, und wer diesen Ausschnitt des Schrifttums sammelt, kann sich auf einem weiten Gebiet betätigen. Aber auch hier sind die begehrtesten Sachen selten. Die „fliegenden Blätter“ und andere kleine Druckschriften, die Bänkelsängerlieder, die von „Moritaten“ erzählen, sind früher viel zu wenig beachtet worden, als daß man sie aufgehoben hätte. Diese auf schlechtem Papier schlecht gedruckten Büchlein wurden geradezu zerlesen, und es ist z. B. heute überaus schwierig, Exemplare von jenen Pfennigheften zu erhalten, die die Geschichte von Jack dem Aufschneider ausschalteten. Dabei sind manche dieser Kolportagegeschichten in Millionenauflagen verbreitet worden. Für ein solch schmieriges Heftchen, das ein paar Pennig kostete, muß man heute ein Pfund und mehr anlegen. Ebenso sind Ankündigungen von Hinrichtungen, Stedbriefe und Ähnliches sehr selten. Einer der gesuchtesten Stedbriefe, für den sehr hohe Summen gezahlt werden, ist der nach dem Mörder Kefron von 1881. Dieser Verbrecher war der erste, dessen Bildnis zugleich mit dem Stedbrief in der Presse veröffentlicht wurde.“